

Geben : selbsterlebtes aus der Schule

Autor(en): **Roth, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **3 (1898-1899)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-310061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Geben.

Selbsterlebtes aus der Schule. Von *F. Roth*, Lehrerin in Basel.

Es war an einem trüben Novembertage, als ich in meine Klasse I. D trat, wo sich mir ein sehr unerwarteter Anblick bot: fast keine einzige Schülerin war an ihrem Platz, sie standen eifrig redend dicht beisammen, und bei meinem Eintritt stürmten sie auf mich zu, um mir hastig etwas zu berichten, wovon ich aber nichts verstand, weil alle zur gleichen Zeit sprachen; ich hatte nur den Eindruck, dass es sich um etwas recht Trauriges handle. Und so war es auch. Es ging Marie S. an, der Aermsten eine in unserer armen Klasse (das sehen wir am besten an den vielen Schülertuchröcken). Maries Vater war Maurertagelöhner, dabei ein arger Trinker, der trotz seiner natürlichen Gutmütigkeit doch wenig that, um seine Frau und Kinder glücklich zu machen. Not und Mangel waren die ständigen Gäste in der engen Wohnung im finstern Hintergässchen, dazu gesellte sich häufig als traurige Dritte im Bunde die Krankheit, und der Tod hielt unter den schwächlichen Kleinen reichliche Ernte. Heute früh war Maries Vater auch wieder, schwach und erschöpft von Mangel und Laster, zur Arbeit gegangen, aber schon als er mit einem Genossen die erste Steinlast tragen wollte, brach er nach wenigen Schritten leblos zusammen. Der Branntwein, sein Lieblingsgetränk, versagte diesmal jegliche belebende Wirkung, und ein in der Nähe wohnender schnell herbeigerufener Arzt konstatierte, dass ein Schlagfluss diesem elenden Leben ein jähes Ende bereitet hatte. Bald erschien die Witwe auf dem Bauplatz; laut aufschreiend stürzte sie sich über die Leiche ihres Gatten, an dessen Seite ihr ein so wenig erfreuliches Los geworden; und die kleine Marie war zu Hause vor Schrecken in Ohnmacht gefallen.

Das etwa erfuhr ich nach und nach, als ich die Klasse wieder in Ordnung gebracht hatte, durch einige meiner besonneneren Schülerinnen.

„Wir möchten Marie so gerne etwas schenken, weil sie jetzt so traurig ist,“ liessen sich bald einige hören.

„Euer Wunsch macht euern guten Herzen alle Ehre,“ erwiderte ich hierauf, „doch zuerst müsst ihr die Eltern fragen, ob es ihnen auch recht ist,“ und dabei gedachte ich, wie wenig diese ärmlichen Kinder wohl zu geben hätten; viele unserer Schülerinnen haben selbst einen kleinen Verdienst durch Kommissionen machen, Kinder hüten, Stiefel putzen, Litzen knüpfen, Zeitungen falzen und vertragen etc. Aber dieser kleine Lohn fliesst gewöhnlich ganz in die Haushaltungskasse.

Am Nachmittag teilte mir aber Rosa S. schon mit, die Eltern seien einverstanden und die Sache im Gange, sie selbst sammle, und ihre Mutter sei der Meinung, wir kauften am besten für Marie Stoff zu einer grossen schwarzen Schürze, das komme billiger als ein Rock und habe noch den Vorteil, dass sie zu allen Kleidern getragen werden könne. Es war mir recht, dass Rosa die Sache an die Hand nahm, sie war energisch und praktisch. Auch sie hatte in früher Kindheit schon schweres Unglück getroffen. Ihr Vater bekleidete eine recht gute Stelle in einem grossen Speditionsgeschäft; doch als er eines Tages am Bahnhof Waren verladen sollte, wurden die Pferde scheu und schleuderten ihn so unglücklich vom Wagen, dass er nach wenigen Tagen im Spital seinen schweren Verletzungen erlag. Später hatte sich Rosas Mutter mit einem Polizisten verheiratet, und es schien mir oft, Rosa hätte von ihres zweiten Vaters strammer Art etwas angenommen, was aber infolge ihres guten Herzens bei ihr nie zur Schrofheit wurde.

„Deine Mutter hat ganz recht,“ sagte ich zu Rosa, „ich finde eine solche Schürze auch sehr passend.“

„Mutter will dann auch die Schneiderin auf ihre eigenen Kosten für einen halben Tag ins Kundenhaus nehmen, um die Schürze zu nähen.“

Ob die Frau wohl ihres verstorbenen Gatten gedachte? Nichts stimmt das Herz so weich, so freigebig als eine wehmütige Erinnerung an entschwundene glückliche Jugendtage.

Folgenden Tages war die Sammlung beendet, etwas zwischen Fr. 5 und 6; ich hatte gebeten, mein Scherflein auch beitragen zu dürfen, und die einzige begüterte Schülerin, der Krösus der Klasse, hatte sogar einen ganzen Franken gebracht. So besaßen wir das erforderliche Geld, und gerne entsprach ich dem allgemeinen Wunsche, den Einkauf besorgen zu helfen. Nach 4 Uhr begab ich mich mit Rosa und zwei andern Schülerinnen ins Volksmagazin, wo wir einen Stoffresten fanden, ganz wie wir ihn wünschten, gerade als ob er auf uns gewartet hätte. Die drei Mädchen waren übergücklich, und als ich der Verkäuferin den Zweck unserer Besorgung mitteilte, war sie ganz gerührt und gewährte uns noch einen Extrarabatt.

„Nun haben wir zu viel Geld!“ jubelten meine Mädchen, und ich dachte: „O du heilige Einfalt!“ indem ich ihre so dürftigen Erscheinungen betrachtete.

„Wisst ihr was?“ sagte Rosa, „wir kaufen für das übrige Geld Kaffee, den mögen alle gern, und Maries Geschwister haben ja auch den Vater verloren, und es nützt sie nichts, dass Marie eine Schürze bekommt.“ — Gegen dieses logische Argument liess sich nichts einwenden, und wir erstanden noch ein Kilo Kaffee.

Am Tage nach der Beerdigung ihres Vaters kam die kleine Marie wieder in die Schule. Rosa erschien auch sehr früh, geheimnisvoll mit strahlendem Gesicht ein grosses Paket unter dem Arm tragend; und der Krösus der Klasse brachte sogar für Marie ein weiches, warmes Winterkleid; zwar strahlte es in allen Farben des Regenbogens, aber was schadete das? Die gute schwarze Schürze deckte ja diesen Mangel liebevoll zu, und darunter hielt das bunte Kleid die kleine Marie so schön warm. Gerne hatte ich der allgemeinen Bitte entsprochen, Marie die Kleidungsstücke anziehen zu lassen; während einiger Minuten hörte ich sie draussen flüstern und leise lachen, und dann ging die Thüre auf und Marie erschien, umgeben von ihren vor Freude strahlenden Gespielinnen, mit der neuen Schürze angethan und das Paket Kaffee zärtlich ans Herz gedrückt. Marie erschien heute entschieden zu ihrem Vorteil, noch nie sah ich sie so hübsch. Wie oft hatte ich sie früher über ihres gar so unvorteilhaften Aeusseren bedauert, so recht das Bild eines Trunkers-Kindes, der schwerfällige und doch kraftlose Körper, der grosse Kopf mit dem blassen, unschönen Gesicht und den ausdruckslosen schläfrigen Augen. Aber wie gesagt, heute zeigte sich Marie sehr zu ihrem Vorteile; nicht nur, dass ihr die neue Schürze recht gut stand, nein, es war noch etwas Anderes; der jüngst überstandene grosse Schmerz hatte auf ihren stumpfen Gesichtsausdruck seine vergeistigenden, veredelnden Spuren gedrückt, und darüber gleich Sonnenschein nach dem Sturm glänzte helle wahre Kinderfreude; die Schönheit des Ausdrucks lag auf den unschönen Zügen, und der göttliche Funke, der in jedem, auch in dem Geringsten unter uns schlummert, strahlte sichtbar durch die unscheinbare Hülle.

Wie war es heute so still in der Klasse! Da brauchte es keiner disciplinarischen Ermahnungen, es lag etwas wie Weihe über meinen Mädchen: der Segen einer guten That.

„Fräulein, wir möchten Sie bitten“ . . . Heller, strahlender Sonnenschein überall; es ist an einem der wunderbar klaren Tage zu Ende September, da die Erde noch einmal in ihrer ganzen Pracht erstrahlt. Ich stehe am Fenster und blicke hinaus in die sonnige, wonnige Welt, blicke hinaus über den grünschattigen Schulhof, wo die Blätter sich zu färben und zu lichten beginnen, und blicke hinüber zu der schönen, fein gegliederten Kirche, die sich blendend weiss vom tiefblauen Himmel abhebt, einer italienischen Landschaft nicht unähnlich. O wie herrlich muss sich's jetzt wandern draussen in der klaren, Sommerfäden durchzogenen Luft! Mit einem stillen Seufzer, so ungefähr des Inhaltes:

Weil's aber nicht kann sein,
Bleib' ich allein,

will ich mich eben anschicken, die Klasse zu verlassen, um drüben noch meine letzte Stunde am heutigen Vormittag zu geben, als mir drei Schülerinnen der Klasse I C, meiner Lieblingsklasse, den Weg vertreten, indem immer eine die andere vorschiebt, um mir augenscheinlich etwas mitzuteilen, aber es kommt dabei nichts Weiteres heraus als verlegenes Gekicher, bis sich endlich Hulda ein Herz fasst und beginnt:

„Fräulein, wir möchten Sie bitten“ . . .

„Und was soll ich denn wohl thun, um diesen drei Jungfrauen beizustehen, die eine so furchtbare Last auf dem Herzen haben, dass sie gar nicht herunter will?“ frage ich lachend.

Ermutigt fährt Hulda weiter:

„Unser Lehrer, den wir so lieb haben, hat Ende der Woche Hochzeit und wir möchten ihm gerne etwas schenken, was ihm recht viel Freude macht; da meint Mama, wir sollten Sie um einen guten Rat bitten.“ —

„Gewiss, ich will Euch sehr gerne raten und wenn es Euch lieb ist, auch den Einkauf besorgen helfen.“

„O ja, bitte,“ jubeln da die Kinder.

„Wie viel Geld habt Ihr denn beieinander?“

„Bis jetzt Fr. 12, aber wir bekommen noch mehr, bis morgen ist Alles da.“

„Nun, das lässt sich hören.“

„Mama meint, wir könnten vielleicht einen Kaffeeservice kaufen,“ sagt Anna.

„Ganz recht, den kann man in jedem neuen Haushalt gut brauchen. Also, wenn es Euch recht ist, gehen wir morgen um 4 Uhr nach der Schule und kaufen ein. Drei aus Eurer Klasse, welche Ihr wollt, dürfen mitkommen. Aber dass Ihr mir nichts ausplaudert!“

Offen gestanden freue ich mich selbst recht herzlich über den Auftrag; nicht nur, dass ich der Klasse I c, die mich in jeder Weise sehr befriedigt, gerne den Gefallen thue, sondern es freut mich auch um Herrn G.s willen. Ist er doch ein recht angenehmer Kollege, von dem sich sagen lässt, dass man nicht nur *neben* ihm, sondern *mit* ihm arbeitet und bei dem es nicht heisst: „Nur die Handarbeitsstunde“.

Nächsten Morgen, während unserer Stunde in I c, wird mir mitgeteilt, die sämtlichen Beiträge seien beieinander, Fr. 15, 50 Rp.

„Wir möchten aber Herrn G. auch ein Lied singen, wenn wir ihm unser Geschenk überreichen.“

„Da habt Ihr ganz recht“, antwortete ich, „was könnt Ihr denn singen?“

„O. ich wüsste schon ein Lied, das recht schön und passend wäre,“ sagte Emma mit altkluger Miene.

„Lass hören?“

„Ein getreues Herz zu wissen,“ citiert Emma, freudig errötend über ihren klugen Einfall.

Wie habe ich doch Mühe, meine Lachmuskeln einigermaßen zu bemeistern! Martha meint, es wäre auch recht schön, wenn sie sängen: „Wie soll ich dich empfangen“, und es braucht einige Zeit und Mühe, um ihr begreiflich zu machen, dass es sich hier um ein ganz anderes Kommen handle, das sie dann in der Adventszeit besser verstehen lerne. Mit Entrüstung wird ein dritter Antrag: „Willkommen im Grünen“ zurückgewiesen. „Nein, nein, wenn die Blätter gelb werden und fallen, singt man nicht vom Grünen, so dumm sind wir nicht.“

„Das Lied vom getreuen Herzen geht eben doch am besten“, behauptet Emma, und so einigen wir uns Alle darüber.

Um 4 Uhr erwarten mich die drei Abgesandten am Steinenberg, damit es weniger auffällt, und von dort geht's zu Kiefer & Comp. Hei, wie das blitzt und funkelt von prächtigen Kristall- und Porzellanwaren, und wie diese sich spiegeln in den vor Bewunderung weit aufgerissenen Augen meiner Mädchen, deren einfachen Mittagstisch keine solchen prächtigen Dinge schmücken. Ein ganz moderner, bunt geblümter und mit Gold verzierter Kaffeeservice hat es den Kindern gleich angethan, unsere Finanzen reichen dazu, selbst mitsamt der eleganten Verpackung in einem feinen Korb. Aus dem kleinen Ueberschuss wird beschlossen, Blumen zu kaufen.

Und nun war er gekommen, der grosse Tag der Ueberraschung. In aller Frühe, lange vor 8 Uhr hatten wir uns eingefunden. Da steckten wir plötzlich in einer argen Verlegenheit, es fehlte uns ja der Tisch, auf dem wir aufbauen konnten, und selbst wenn wir einen solchen aus einer andern Klasse geholt hätten, so wäre in dem sehr engen Zimmer kein Raum gewesen, um ihn zu stellen. Nun war guter Rat teuer. Doch wozu hatte ich in meiner Schulzeit Geometrie gelernt, wenn es mir nicht gelingen sollte, durch richtiges Anbringen eines Winkels eine schiefe Ebene in eine Fläche zu verwandeln? mit andern Worten: ich hob den Pultdeckel, legte einige Nähkissen darunter und unser Tisch war fertig, der dazu noch den grossen Vorzug hatte, von Allen in der Klasse gleichzeitig gesehen zu werden. Ueber unsern improvisierten Tisch breiteten wir eine schöne Damastserviette, in die Mitte stellten wir den hübschen Korb mit dem reizend verpackten Service, rings herum blühende Pflanzen, und ein grosser Napfkuchen, die Gabe eines Bäckerkindes, lieferte einen „recht geschmackvollen“ Vordergrund. Es sah alles wirklich recht prächtig aus; nur mussten wir leider unsern Schülerinnen eine herbe Enttäuschung bereiten; sie hatten es sich so schön ausgedacht, dass wir zwei Arbeitslehrerinnen uns rechts und links vom Pult als lebendige Ornamente aufstellen sollten, und wollten es durchaus nicht begreifen, dass das nicht anginge, soviel wir sie auch versicherten, dass wir in der Klasse nebenan, wohin uns unsere Pflicht rief, gewiss jeden Schlag des „getreuen Herzens“ hören würden. Aber wir gingen eben doch zu ihrem grossen Bedauern, . . . an jenem Morgen geschah es, dass ich mich zur „Horcherin an der Wand“ erniedrigte, immerhin mit der frohen Aussicht, dass ich etwas ganz Anderes hören würde, als meine eigene Schand; zudem stand mein Pult so dicht gegen I c, dass mir das Horchen nicht allzuschwer wurde.

Mit dem Glockenschlag 8 Uhr höre ich den strammen Schritt meines Kollegen G., die Thüre von I c geht auf und — „Ein getreues Herz zu wissen“, tönt es „langsam und getragen“, feierlich wie ein Choral. So werden drei

Strophen abgesungen, dann höre ich die Stimme Herrn G.s, aber sie tönt nicht so fest wie sonst, es zittert darin etwas wie leise Rührung; und dann ein allgemeiner Jubel. Nun weiss ich genug, die Ueberraschung ist gelungen, und recht befriedigt versenke ich mich in die keineswegs tadellosen Nähte von I d.

Kaum hat es 9 Uhr geläutet, so stürmen Hulda und Emma und Anna und viele andere herein und rufen: „Er freut sich furchtbar!“ und dann kommt er noch selbst, der Gefeierte, in der That freudestrahlend und, nein, ich täusche mich nicht, Thränen glänzen in seinen Augen wie er so eifrig behauptet, er hätte sich noch selten in seinem Leben so von ganzem Herzen gefreut, „und was mich noch am meisten verwundert, ist, dass ich nicht das Geringste davon vorher vernahm.“ — „Sehen Sie also“, antworte ich lachend, wie ungerecht es ist, wenn man von unserm Geschlecht behauptet, es könne nicht schweigen!“ Und wirklich scheint Kollege G. von der weiblichen Verschwiegenheit heute so recht überzeugt zu sein. Dann holt er seine übrigen Kolleginnen und Kollegen herbei, alle, deren er habhaft werden kann, und sie müssen alle bewundern und sich mit ihm freuen. Die Ausstellung bleibt bis gegen 12 Uhr, und wie es Kollege G. macht, um trotz des Aufbaues unterrichten zu können, meldet die Chronik nicht, ob er sich davor gestellt oder dahinter gesetzt? in letzterem Falle muss er im buchstäblichsten Sinne des Wortes „durch die Blume“ gesprochen haben.

Es ist 12 Uhr. Ich gehe nach Hause und freue mich von Herzen, wie ich an den vergangenen Morgen mit all seiner Freude und ungewohnten Aufregung denke. Und doch kann ich mir nicht verhehlen, dass ich im Grunde eine rechte Ketzerin am Schulgesetz bin. Was habe ich gethan! Bereitwilligst die Hand geboten zu Dingen, die strenge genommen, gar nicht in die Schule gehören, und wohl mehr als ein ernster Schulmann würde über solchem Gebahren streng die Stirne runzeln und missbilligend den Kopf schütteln und dergleichen Allotria ein für allemal aus der Schule verbannen. Aber eben weil ich eine Ketzerin bin, freue ich mich dennoch, wie ich es jedesmal thue, wenn es hier und da einmal eine Gelegenheit gibt, wo das Gemüt unserer Mädchen in allererster Linie kommt und zu seinen vollen Rechten gelangt. Und wie ich so wandle und mich freue, ist es mir immer, ich hätte die gleiche Scene schon einmal erlebt; wann war das wohl? ich sinne und sinne und plötzlich ist es mir, ich sehe wie in einem Nebel die kleine dicke Marie mit der schwarzen Schürze und dem Kaffeepaket im Arme. Doch nein, das ist wohl ein Irrtum, damals handelte es sich ja um einen Todesfall und heute feiern wir ein Freudenfest; hier ein recht ansehnliches Geschenk und dort die bescheidene Gabe der Armut. Und doch, immer deutlicher sehe ich die kleine Marie, aber nicht nur sie allein, sondern rings um sie her ihre freudestrahlenden Gespielinnen. Ja, das ist's, fröhliche kleine Geberinnen hier und dort, fröhliche kleine Geberinnen, die Gott lieb hat. O, was ist es doch Grosses, Herrliches um jenes wahre Geben, das unabhängig von Alter und Stand des Gebers, unabhängig von der Veranlassung und dem Geldwert der Gabe, zu aller Zeit ein Band vom Menschen zum Menschen schlingt, und sowohl die Thräne trocknet, als die Freude erhöht und Lust und Leid verklärt. Und wo findet sich denn der Boden, dem diese Pflanze einer bessern Welt entsprosst? Es ist ein liebevolles Herz, ein kindliches Gemüt, das da rückhaltlos gibt und deshalb mit seiner Gabe sich selbst zu geben weiss; und in neuem, in göttlichem Licht erscheint mir das Dichterwort:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“
